

Nr. 294. Bromberg, den 31. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(15. Fortsetzung.)

„Enthält es Äpfelchicha?"

„Chicha? Nein", wieherte der Bursche geradeheraus. „Um so ein Fäßchen fangen sie nicht an, das hätten sie in fünf Minuten ausgetrunken und wären nur durstig danach geworden. Branntwein ist's, echtes und gutes Feuerwasser, das der Kazike heute morgen über die Lagune herüberbekommen hat. Es wird lustig hergehen, so viel kann ich euch versichern. Und ehe das Faß nicht auf den letzten Tropfen ausgetrunken ist, geht keiner von der Stelle."

Der alte Chilene seufzte tief auf; aber was ließ sich dagegen tun? Die Nacht war eingebrochen und das Volk hier versammelt, auch die Möglichkeit abgeschnitten, irgend ein anderes Quartier noch zu finden. Es mußte eben ertragen werden. So, mit der stillen Resignation, die er auf der ganzen Strecke gezeigt, wies er José, der noch beschäftigt war die Ledersäcke mit ihrem Gepäck hereinzuschaffen, an, die Lagerstellen für sie herzurichten. Auch dem Doktor teilte er mit, was er eben gehört, konnte sich ihm aber nicht so gut verständlich machen. Endlich zeigte er ihm nur, daß er sein Lager machen solle, weil viele Leute in das Haus kämen und die ganze Nacht dableiben würden.

Doktor Pfeifel wollte das gar nicht glauben. Das war ja eine reine Volksversammlung, in der wahrscheinlich, — leider nur in der Ursprache Reden gehalten und Abstimmungen vorgenommen wurden. Aber zu lange konnte das nicht dauern, denn alles muß einmal ein Ende haben; und daß der ganze Schwarm, der kaum mehr Platz zum Sitzen fand, und wenn sie sich nebeneinander auf die Erde niederkauerten, hier auch übernachten sollte, war ein Ding der Unmöglichkeit und außer aller Frage.

Reiwald, dem er mitteilte, was ihm der Alte gesagt, lachte laut auf, bemerkte aber dazu: Die Versammlung würde ihm mehr Vergnügen machen, wenn er erst etwas Ordentliches im Magen hätte; jetzt sei es jedoch schmählich hungrig und interessiere sich nicht für die pehuenchische Politik.

Indessen schien der alte Kazike aus seinem steifen und würdevollen Wesen aufzutauen. Wie er den Schwarm von Leuten in das Haus dringen sah, heiterten sich seine Mienen auf. Er erhob sich von seinem Sitz, warf den Poncho über die rechte Schulter zurück, daß der rechte Arm frei wurde, und rollte eigenhändig das nicht unbeträchtliche Faß, auf dem er bisher gesessen, zu ein paar Klötzen hin, die zu diesem Zweck hergeschafft sein mußten, denn es paßte genau darauf und war von geübten Händen schon in der nächsten Minute angezapft.

Don Enrique hatte sich ganz von der Festlichkeit zurückgezogen, — nicht so die beiden Deutschen, die doch wenigstens das sie umgebende Neue mit sehen und genießen wollten. Indianer! Wie viel hatten sie daheim von diesen prächtigen Menschen gehört und gelesen; von ihrer Schlauheit, ihrem Scharfsinn und Stolz, ihrer Tapferkeit und Grausamkeit im Kriege. Jetzt befanden sie sich plötzlich mitten unter ihnen und vergaßen in der ersten Zeit das Unbequeme ihrer Lage in dem Reiz, den die Neuheit des ganzen wilden Lebens auf sie ausübte.

12. Das Gelage.

Das Trinken begann, und zwar wurde es nicht für der Mühe wert gehalten, das Feuerwasser erst auf Flaschen zu füllen, sondern man verzapfte es, wie sie es bei der Chicha gewöhnt waren, gleich vom Faß. Auch mit den Trinkgeschirren sah es dürftig aus, da sich für sämtliche Gäste nur zwei kleine Gläser und ein paar Blechbecher auftreiben ließen, aber man wußte sich zu helfen. Wo diese nicht ausreichten, mußten oben glatt abgeschnittene und nur notdürftig gereinigte Kuhhörner aushelfen, und deren lagen überall in den Ecken umher.

Das Faß war ziemlich groß, der Branntwein außergewöhnlich stark, was Wunder denn, daß sich die Indianer wohl und behaglich fühlten und bald nach allen Seiten hin ein Lachen and Schwatzen entstand, welches die Luft erzittern machte. Allerdings entwickelte sich dabei auch eine nichts weniger als angenehme schwüle Atmosphäre, die sich mit dem Dunst der auf die Kohlen gelegten Fleischstücke in den unteren Schichten des Hauses sammelte, und die beiden Deutschen mehrmals zwang, die frische Luft außerhalb der Hütte zu suchen, um nur wieder einmal frei aufatmen zu können.

Die Frau des Kaziken besorgte indessen das Abendessen, — nicht für den Schwarm, denn von denen mochte jeder selber sehen, wo er etwas herbekam, sondern für die Fremden; nur die Art und Weise, mit der sie dabei zu Werke ging, ließ vieles zu wünschen übrig. Erstlich gab es in der Hütte keine Gabel, — möglicherweise in der ganzen Ansiedelung nicht, — und die kaum je gewaschenen Finger versahen alle nur erdenkbaren Dienste. Dann hatte die alte Dame, die augenscheinlich frisches Blut liebte, auch noch die gerade nicht appetitliche Gewohnheit, die ihr überlieferten Stücke, wenn sie ein paar Momente auf den Kohlen gelegen, wieder mit der Hand fortzunehmen, sauber abzulecken und aufs neue darüber auszubreiten.

„Doktor, sehen Sie dort das braune Scheusal an", sagte Reiwald, der sie dabei beobachtete. „Mir dreht sich der Magen um, wenn ich mir nur denke, daß irgend jemand verdammt werden könnte. das zu essen, was sie da zubereitet. Wo sind wir hingeraten?"

„In die Romantik, bester Freund, nach der Sie so ungeheure Sehnsucht hatten!" lachte der Doktor. „Kennen Sie nicht die alte Regel, nie in eine Küche hineinzusehen? Wir würden daheim in manchem ersten Hotel nicht speisen, wenn wir wüßten, wie es bei der Zubereitung hergeht. Ich wenigstens bin darin ungemein vorsichtig, ich verderbe mir nicht gern den Appetit."

„Und wie die Kinder aussehen! In der ganzen Familie scheint man das Wort Schnupftuch nicht zu kennen. Heute ist es zu spät, aber morgen früh werde ich ein paar von unseren Rotbaumwollenen auspacken und verteilen."

„Da Sie einmal davon reden, wäre es mir lieb, wenn die alte Dame schon heute abend eins bekäme; denn sie hat einen entsetzlichen Schnupfen. Wenn mich nicht alles trügt, sind jene von ihr zubereiteten Delikassen für uns bestimmt."

„Ungeheuer, wenn Sie recht hätten!" rief Reiwald. „Aber lieber verhungere ich, ehe ich einen Bissen davon anrühre."

„Lieber Freund", sagte der Doktor, „erinnern Sie sich gefälligst, was man uns schon in Valdivia mitgeteilt hat? Es wird für die größte Beleidigung bei diesen einfachen Kindern der Wildnis gehalten, wenn man irgend eine von ihnen gebotene Gabe zurückweist, und in dem aufgeregten Zustand, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, möchte ich das wenigstens nicht riskieren."

„Eher sterbe ich!" sagte Reiwald entschlossen. Der Doktor zuckte die Achseln und nahm in dem Augenblick mit einer dankenden Verbeugung ein ihm gebotenes und mit dem scharfen Branntwein bis zum Rand gefülltes, altes Kuhhorn, das er lächelnd an die Lippen hob und daran nippte. Er war an derartige Getränke nicht gewöhnt, und nur der kleine Schluck zog ihm schon die Kiefern zusammen und machte ihn husten. Als er es aber zurückgeben wollte, lachte der Indianer laut auf und rief ihm etwas in seiner Sprache zu, was der Doktor natürlich nicht verstand. Die Gestikulation verstand er jedoch, die der Braune jetzt machte, die Hand gehoben und den Kopf zurückgebogen. Austrinken sollte er.

„Lieber Freund," lachte Reiwald, dem das Gesicht des Doktors Spaß machte, mit dessen eigenen Worten, „erinnern Sie sich gefälligst, daß es von diesen einfachen Kindern der Wildnis für die größte Beleidigung gehalten wird, etwas Gebotenes zurückzuweisen, und in dem jetzigen Grade von Aufregung . . ."

„Hol's der Teufel!" brummte der Doktor. „Umbringen wird's mich auch nicht!" Und das Horn fester packend, leerte er es auf einen Zug.

„Bravo!" rief Reiwald. „Sie haben Anlage zum Wilden!" Aber sein Lachen dauerte nicht lange, denn von anderer Seite wurde ihm eine ähnliche Gabe dargebracht, und um seinem Freund keinen Stoff zum Spott zu geben, biß er die Zähne zusammen und leerte das Horn ebenfalls.

Auch ein paar Chilenen mit ihren Frauen waren hereingekommen und mischten sich unter die Indianer. Diese sahen wüst, abgerissen und schmutzig aus, und wurden auch von den Eingeborenen fast nicht beachtet, obgleich man sie an dem Trinken teilnehmen ließ.

Und jetzt kam das Essen. In einem kleinen runden Holztrog, den sie vorher mit ihrem Halstuch auswischte, legte des Kaziken Frau die vorher abgeleckten Fleischstücke, suchte dazu aus der Asche einige gebratene Kartoffeln heraus, und schickte das Gericht durch das kleine Mädchen den beiden Fremden. Der alte Chilene schlief oder stellte sich wenigstens schlafend.

Beide Männer plagte nagender Hunger; die Mahlzeit war aber wirklich zu ekelhaft, — wenn sie auch einladend roch, — um sich daran zu vergreifen. Sie nahmen den Trog allerdings dankend an, zogen sich aber damit in den Schatten zurück und fielen jetzt nur über die gebratenen Kartoffeln her, die sie doch wenigstens ohne Ekel verzehren konnten.

Glücklicherweise trieben sich in dem Haus unter den Zechenden eine Anzahl magerer Hunde herum, die durch den Geruch des Fleisches angelockt wurden. Diese überraschten sie nun, sobald das heimlich geschehen konnte, mit den delikaten Rippenstücken und machten sich dadurch die schmutzigen Köter so geneigt, daß sie ihnen den ganzen Abend nicht mehr von der Seite wichen.

Aber das Lärmen wuchs. Wenn sich einige der vorher schon halb Trunkenen wieder nüchtern getrunken zu haben schienen, so stieg doch das Feuerwasser der Masse in den Kopf, und mit dem Tabaksqualm, dem Brodem der unaufhörlich bratenden Fleischstücke, dem Dunst und der Hitze des Feuers, dem Lärmen und Toben der Zechenden wurde der Aufenthalt in diesem Raum fast unerträglich.

„Daß uns der Böse auch gerade heute in dies diabolische Nest führen mußte!" stöhnte Reiwald nach einer Weile, in der er, auf seinem Sattel sitzend, den Rücken gegen die Fellsäcke gelehnt, das Treiben schweigend und verzweifelnd betrachtet hatte. „Ich werde verrückt, wenn das noch lange dauert. Ob denn die Kerls alle einen Hausschlüssel mit haben?"

„Merkwürdiges Volk," sagte Doktor Pfeifel, der die Sache viel ruhiger an sich kommen ließ. „Beobachten Sie nur einmal den Unterschied zwischen Indianern und Weißen, Reiwald, und bemerken Sie, wie anständig gekleidet und auch verhältnismäßig anständig im Betragen diese Rothäute sind, während unsere Rasse nur das Proletariat geliefert hat. Was für verworfenes Gesindel scheinen jene beiden Burschen, und wie schmierig und verrissen sehen die Weiber im Vergleich mit den sauber gekleideten Indianerinnen aus. Von diesen hat jede ihr Haar gekämmt und geflochten, und sehen Sie nur die wüsten Strubbelköpfe der Chileninnen dagegen."

„Alle Teufel, da kommt noch mehr Besuch!" rief Reiwald. „Auf daß mein Haus voll werde! Eine Polizeistunde scheint hier nicht zu existieren. Da sind noch ein paar Chilenen."

Der Doktor wandte den Blick der Tür zu und bemerkte dort Cruzado und Meier, die, nachdem sie den Platz aus der Ferne beobachtet hatten, zu dem Entschluß gekommen waren, hier mit den anderen Weißen zusammenzutreffen.

„Hm," sagte er „der eine von ihnen hat mir eine verdächtig dunkle Farbe und gehört wohl hierher; das Gesicht des andern aber, alle Wetter! Haben wir den nicht in Valdivia gesehen?"

„Wahrhaftig!" bestätigte Reiwald. „Das dicke, runde Gesicht kommt mir ebenfalls bekannt vor. Der war ja bei den Deutschen im Verein am ersten Abend."

„Aber er trägt einen Poncho."

„Wenn auch; ich habe eine Menge Deutsche mit diesem bunten Lochmantel gesehen; sie scheinen ihn als Landestracht adoptiert zu haben. Wir müssen ihn anreden."

„Warten Sie nur, bis er Seiner Majestät vorgestellt ist, die Zeremonie wird gleich losgehen. Sehen Sie, der Kammerherr hat ihn schon bemerkt und schießt auf ihn zu. Da hat wahrscheinlich ein Bruch der Etikette stattgefunden."

„Das wäre entsetzlich!" sagte Reiwald. Übrigens schien man gerade jetzt die Etikette nicht mehr so genau zu nehmen, und Kajunante war zu guter Laune, um sich durch irgend etwas darin stören zu lassen. Er hatte seinen Sitz, da ihm das Faß entzogen worden, unmittelbar vor dem Feuer auf einem niederen Holzklotz genommen, auf den ein paar Schaffelle gebreitet waren, lehnte sich aber mit dem Rücken gegen einen ihm dort hingeschobenen Kasten, auf dem seine älteste Tochter mit einem andern jungen Mädchen saß, und hielt in der einen Hand ein kleines, mit dem edlen Getränk gefülltes Glas. Sein gutmütiges Gesicht leuchtete vor Vergnügen, und das Eintreffen neuer Gäste schien ihn eher zu freuen, als zu stören.

Cruzado war übrigens ein alter Bekannter, der die Tour nach der Otra Banda schon oft gemacht, und er nickte ihm zu, als er ihn erkannte.

„Vortrefflich, Amigo!" sagte er, sich dabei seiner eigenen Sprache bedienend. „Kommst du auch wieder einmal an die Lagunen? Das ist recht. Setze dich, — wirst wohl noch einen Platz finden und ein Horn dazu. Da drüben in der Ecke liegt ein ganzer Haufen, wenn sie die verwünschten Hunde nicht weggetragen haben. Wen hast du da bei dir?"

„Kennst du ihn nicht mehr, Kazike?" sagte der Halbindianer. „Er war auch schon hier oben bei dir, — ein Aleman, Don Carlos."

„Noch ein Aleman?" lachte der Kazike vergnügt auf. „Da drüben sitzen schon zwei. Bueno! Da, trink, Don Carlos — guter Junge!" Und er bot ihm mit der Linken das Glas und die Rechte zum Schütteln dar, was Meier mit Geistesgegenwart beides zu gleicher Zeit besorgte.

Don Carlos schien hier überhaupt in seinem Element. Zuerst ging er auf die alte Dame zu, wobei er über zwei am Feuer liegende Indianer wegsteigen mußte, was ihn aber nicht genierte, und schüttelte dieser die Hand, dann ging er zu der ältesten Tochter, die ihm auch freundlich entgegenlächelte, denn sie erinnerte sich seiner noch wohl. In der Zeit von zehn Minuten war er mit der ganzen an-

wesenden Gesellschaft wieder so bekannt, als ob er sie gar nicht verlassen und die zwei Jahre, in denen er keinen von ihnen gesehen, unter ihnen gelebt hätte. Um die anderen Fremden kümmerte sich übrigens weder Cruzado, noch Meier. Es lag das nicht in seinem Plan, sie wollten die Sache ruhig an sich kommen lassen. Übrigens verstand es sich von selbst, daß das Gelage durch diesen Zwischenfall nicht unterbrochen wurde; im Gegenteil wollten alle Anwesenden den neu Gekommenen zu trinken bringen, und das war insofern gefährlich, als man bei jedem solchen Zuspruch das dargereichte Horn auch leeren mußte. Meier verstand aber, das abzulenken, denn er hatte sich die Taschen voll Tabak gestopft und wo er ein neues Horn auftauchen sah, bot er dem Träger desselben augenblicklich eine Hand voll des edlen Krautes, wodurch dieser vollauf beschäftigt wurde und sich damit begnügte, wenn der Deutsche nur sein Trinkgefäß an die Lippen setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Trüber Wintertag.

Wie Spukgestalten, die sich niederbücken,
Stehn Weiden an dem schmalen Wiesenbach,
Der Schnee legt sich auf ihren krummen Rücken,
Tiefsinnig blicken sie dem Wasser nach.

Den Unheilsboten gleich, vorahnend krächzend,
Hockt eine Krähenschar ganz nahe bei,
Vom Walde her klingt es oft leise ächzend,
Als ob ein Baum in Todesnöten sei.

Frieda Callier.

Die letzte Versuchung.

Von Graf Franz Potocki-Warschau.

Der Kranke fühlte sich bedeutend besser, er wurde ganz ruhig und versank in einen Traumzustand. Die ermüdete Pflegerin legte sich im Nebenzimmer auf das Kanapee und fiel, da sie voraussah daß der Kranke ihrer bald wieder bedürfen werde, in einen leichten Schlummer. Von den nächsten Verwandten des Kranken war niemand bei ihm. Er starb, umgeben von allem, was materielle Hilfe und Bequemlichkeit bei einer Krankheit gewähren kann: seine Verwandten ließen ihn nichts entbehren und zeigten ihm sogar in ihrer Weise viel Herz und Teilnahme. Denn sie liebten ihn sehr und schätzten ihn: früher, da ihm große Liegenschaften in der Ukraine gehört hatten, — als unverheirateten Onkel und später, nachdem die russische Revolution ihm alles genommen hatte, — das arme Opfer des Bolschewismus und als Anwärter immerhin nie ganz erloschener Hoffnungen auf die Möglichkeit, in dieser oder jener Form die ausgedehnte Herrschaft Ternuwka zurückzuerhalten. Als er sich 1920 mit den aus der Kiewer Gegend abziehenden polnischen Truppen in Polen befand, nahmen ihn seine Verwandten respektvoll auf und ließen ihm seit einigen Monaten in seiner Krankheit, von der alle — er selbst nicht ausgenommen — wußten, daß er sie nicht überstehen werde, Pflege angedeihen.

Er starb also eigentlich einsam. Und es wäre für ihn wirklich sehr schwer und traurig gewesen, so zu sterben, wenn er nicht einen Freund gehabt hätte: seine treue und geliebte Teckelhündin Trilby. Er hatte sie von einer Frau geschenkt bekommen, . . . die einmal sehr schön gewesen und immer sehr anmutig geblieben war. Sie hatte ihm den Hund zur Erinnerung an die vielen Teckel geschenkt, die ihm die Bolschewisten in seinem fernen Ternuwka mit Seitengewehren erstochen oder nacheinander in die Flammen seines von ihnen in Brand gesteckten Gutshofes geworfen hatten. Und Trilby war für unsern Ostmärker tatsächlich gleichsam eine lebendige Verkörperung der Vergangenheit, aller seiner Erinnerungen und die einzige Vertraute aller seiner Gedanken geworden: der Gedanken eines gebrochenen, kummervollen Mannes, der nur noch von der Vergangenheit leben und diese seine verlorene Vergangenheit nicht verschmerzen konnte.

Nur Trilby allein wußte, was für ihren Herrn der Verlust seines geliebten Ternuwka bedeutete. Nur Trilby allein wußte, was für Gedanken den Kopf ihres Herrn durchzogen, wenn er mit ihr im Sommer auf endlos lange Spaziergänge in den Wald ging oder in schlaflosen Winternächten mit ihr vor dem Kamin saß, sie auf den Knien hielt und ihren schwarzen, glänzenden Rücken streichelte. Nur Trilby allein wußte, daß manchmal in solchen Augenblicken Tränen in seinen Augen perlten und seine Fäuste sich manchmal in einer Anwandlung wilder, leidenschaftlicher Rachsucht ballten.

Als ihr Herr erkrankte, hatte der Arzt aus sanitären Gründen den Hund natürlich aus dem Zimmer entfernen wollen. Doch er sah bald ein, daß das in Anbetracht des hoffnungslosen Verlaufes der Krankheit bedeutungslos gewesen wäre. Und Trilby blieb die ganze Zeit an der Seite ihres Herrn, verbrachte tagsüber ganze Stunden auf seinem Bett und schlief nachts wie immer auf ihrem mit einem Ziegenfell bedeckten Lehnstuhl.

*

Es war tiefe Nacht. Im Krankenzimmer brannte eine Nachtlampe, deren Schein durch einen Schirm abgeblendet war. Aus dem Nachbarzimmer drangen kaum hörbar die gleichmäßigen Atemzüge der schlafenden Pflegerin. Der Kranke lag, auf Kissen gebettet, ruhig da. Seine Augen waren geschlossen, und die abgemagerten Hände ruhten auf der Bettdecke. Dann und wann bewegte er, ohne es zu wissen, die Finger, als ob er die Decke hinaufziehen wollte. Er atmete schwer und langsam. Die treue Trilby lag zusammengerollt auf ihrem Lehnstuhl und wachte, wie die Hunde das tun können, mit geschlossenen Augen, indem sie nur scheinbar schlief: sie war unruhig, da sie wußte, daß um sie etwas vorging, was sie mit ihren Sinnen dennoch nicht erfassen konnte. Als der Kranke plötzlich aufhörte, die Finger zu bewegen, als sein Unterkiefer herabfiel und die Brust sich zu heben und senken aufhörte — merkte Trilby nicht, daß der Tod zu Häupten ihres Herrn Platz genommen hatte. Das andere große Geheimnis des Lebens begann erst jetzt, und Trilby konnte nicht wissen, daß der auf die Kissen gestützte Körper ihres Herrn bereits unfähig zu Bewegungen, Taten und Gedanken dalag. Man sagt, daß es Geschöpfe gibt, die es merken, wenn die Seele die irdische Hülle verläßt. Vielleicht besaß Trilby diese Gabe nicht, vielleicht war sie ihr aber gerade in so hohem Maße eigen, daß das bloße Aufhören der Lebensfunktionen des Organismus ihr noch nicht den eigentlichen Tod bedeutete: nicht bedeutete, daß etwas Endgültiges und Unwiderrufliches schon eingetreten war. Vielleicht fühlte Trilby gerade, daß das, was sie mit Unruhe erfüllte, sich erst abspielen sollte und sich — obwohl sie das auf keine Weise wissen konnte — auf einem ganz und gar nicht materiellen Gebiet, nämlich dem des Willens abspielen sollte. Jenes wahren, tatsächlich freien Willens des Menschen, wenn dieser, befreit von den Banden der Materie, losgelöst von den Fesseln der seelischen Einflüsse sich mit vollem Bewußtsein zu dem Schritt entschließt, der über sein Schicksal für alle Ewigkeit entscheiden wird. Erst dann tritt das Endgültige und Unwiderrufliche ein.

Genug, Trilby empfand immer noch die Gegenwart ihres Herrn. Das arme Tier hatte natürlich nicht das geringste Bewußtsein davon, was sein „Herr“ in diesem Augenblick durchmachte, was in ihm vorging, was auf dem Spiele stand. Mit Blitzesschnelle und furchtbarer Klarheit, wie in den Rahmen eines Bildes gefaßt, stand sein ganzes Leben vor ihm. Auch nicht eine Einzelheit fehlte darin. Die unbedeutendsten und wichtigsten Ereignisse — sogar Gedanken — waren gleich deutlich und gleich scharf ausgeprägt. In diesem Bild nahm Ternuwka einen Ehrenplatz ein: er sah gleichzeitig alle Winkel des Herrenhauses, die Wälder, die Felder, die Vorwerke und die Dörfer seines väterlichen Erbes und sich in ihrer Mitte in allen seinen dortigen Lebensbeziehungen. Er sah die Menschen, die Pferde und die Ochsen. Er sah die Gesichter und erkannte sie. Er sah sich gleichzeitig als Knaben im Teich baden, wie auch als bejahrter Mann im Feuerschein des von einer betrunkenen Rotte geplünderten Hauses durch die Büsche fliehen. Er sah alles, was er jemals in Ternuwka getan, gesprochen oder gedacht hatte.

. . . Plötzlich sträubten sich die Haare auf dem Rücken Trilbys, und sie fühlte die Gegenwart von etwas Schrecklichem, was sie mit ungeheurem Entsetzen erfüllte. Es war

etwas, das sie nicht kannte, von dem sie sich aber erinnerte, daß es ihr schon einmal im Leben begegnet sei und das sie schrecklich fürchtete. Sie sah nichts, ebenso wenig wie ihr Herr in diesem Augenblick, der aber, ob er sie hörte oder empfand, folgende Worte vernahm:

„Du hast noch eine Möglichkeit vor dir, ehe alles für dich vergeht. Ich werde dir geben, was du willst. Ich werde dir zeigen, wie Ternuwka heute aussieht, du wirst den Ort erblicken, wo dein Haus stand, du wirst die Trümmer deines Vorwerks, die Weideplätze deines Viehes erkennen, du wirst die nunmehr entheiligte, von deinem Urgroßvater erbaute Kirche schauen und die geschändeten Gräber deiner Eltern . . . Willst du? Ich werde dich dorthin führen, im Mondschein wirst du nachts durch Felder und Wälder schweifen können und durch die Ruinen deines Hauses. Du wirst in vollen Zügen die dortige Luft atmen, den Duft jener Erde einsaugen können, die du so liebst . . . Willst du nicht? Genügt dir das alles noch nicht? Ich kann noch mehr für dich tun. Ich werde dich dorthin bringen und dir die Möglichkeit geben, dich zu rächen. Selbst unerreichbar, straflos wirst du Rache an den Lebenden nehmen, die dir nicht werden entrinnen können. Du wirst ihnen keine Stunde Ruhe lassen. Vor Furcht gepackt, werden sie einer nach dem anderen rasend werden und sich sogar am Tage angstvoll nach jedem finsteren Winkel umschauen . . . Selbst das willst du nicht? Willst du denn gar nichts mehr? Überlege es dir wohl. Du hast, um dich zu entschließen, noch eine Spanne Zeit, die kürzer ist als der Glanz einer Sternschnuppe. Du hast noch deinen Willen, deinen eigenen freien Willen. Zum letztenmal für alle Ewigkeit kannst du rückwärts schauen, hinter dich . . . auf das, was du geliebt hast, auf das, was du warst . . . Willst du nicht?"

. . . Trilby hatte die ganze Zeit über, als dies geschah, dumpf geknurrt, mit ihren gesträubten Haaren wie verwachsen mit der dichten Ziegenfelldecke, auf der sie lag. Und plötzlich fühlte sie, daß jenes Etwas, das sie so entsetzt hatte, sich zurückzuziehen und langsam zu entschwinden begann. Endlich war es ganz verschwunden. Trilby beruhigte sich, und ihre Haare sträubten sich nicht mehr. Sie setzte sich hin. Sie spitzte die Ohren, war ganz Ohr und Wachsamkeit. Ringsum herrschte vollkommene Stille, nur aus dem Nachbarzimmer drangen die kaum hörbaren, gleichmäßigen Atemzüge der schlafenden Krankenschwester.

Nach geraumer Zeit sprang Trilby, die sich nicht länger beherrschen konnte, vom Lehnstuhl auf die Diele und ging mit leisen Schritten an das Bett ihres Herrn. Sie duckte sich zu Boden, spannte ihre Muskeln an und . . . wagte den Sprung nicht. Nachdem sie den Versuch mehrere Male wiederholt hatte, entschloß sie sich endlich dazu und befand sich mit einem Satz auf dem Bett zu Füßen ihres Herrn. Sie wußte, daß sie das nachts nicht durfte, wartete also einen Augenblick, um zu sehen, welchen Verlauf die Sache für sie nehmen würde. Das dauerte aber nicht lange, denn plötzlich wurde sie wieder von einer Unruhe, jener ihr unbekannten, merkwürdigen Unruhe ergriffen. Vorsichtig begann sie an den Füßen ihres Herrn entlang zu kriechen, bis sie die auf der Decke liegende regungslose Hand erreichte und mit ihrer feuchten kalten Nase berührte. Jetzt bemächtigte sich ihrer geradezu Furcht. Eine übermächtige innere Regung ließ sie zurückfahren, sich hinsetzen, die Schnauze erheben und laut aufheulen . . .

Sie beruhigte sich erst, als die bestürzte Pflegerin ins Zimmer eilte, sie vom Bett nahm und nach Erfüllung aller ihrer traurigen Pflichten auf den Arm hob und ins Nebenzimmer schlafen ging, nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, wo die ruhige Leiche des letzten Herrn von Ternuwka lag.

Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von **Dr. Wilhelm Christiani**-Berlin.



Bunte Chronik



*** Die Riesenschlange stiehlt die Picke.** Schlangen haben ein zähes Leben. Glücklicherweise hängen aber nicht alle derart am irdischen Dasein wie die Riesenschlange, mit der sich der Goldgräber James Brown kürzlich in Nordtransvaal herum schlagen mußte. Ahnungslos zog der Südafrikaner eines schönen Morgens nach dem Kaffee seiner Grabstelle zu, die Picke auf der Schulter. An der Arbeitsstätte angelangt, machte er die unangenehme Entdeckung, daß inzwischen ein anderes Wesen ungebeten von seinem „Claim" Besitz ergriffen hatte. Zusammengeringelt, den flachen Kopf auf der Erde, sonnte sich eine Riesenschlange und schlief. James Brown hatte nicht die Absicht, sich durch den unliebsamen Gast um einen Tagesverdienst bringen zu lassen. Deshalb kroch er vorsichtig heran, schwang seine Picke und nagelte den Schlangenkopf auf den Boden. Dann sprang er vorsichtigerweise zurück. Was auch sein Glück war. Denn anstatt wie jede andere anständige Schlange unter diesen Umständen den Geist aufzugeben, wachte Browns Opfer auf und begann einen Höllenreigen um den angenagelten Kopf. Schließlich gelang es ihr auch, die Picke aus der Erde zu reißen. Behindert wie sie war, hielt sie es für das Beste, möglichst rasch zu verschwinden. Leider nahm sie dabei die Picke mit. Da James Brown kein Handwerkszeug als nur diese eine Hacke besaß, so wollte er sie nicht kampflos aufgeben. Die Schlange von vorne anzugreifen erschien ihm doch noch zu gewagt. Deshalb griff er mit beiden Händen nach dem Schwanzende. Trotz der tödlichen Verwundung schien das „Seilziehen" zugunsten der Schlange auslaufen zu wollen. Zweimal wurde Brown mit seinen zwei Zentnern umgerissen, und das Tier zog ihn sechzig Meter weit hinter sich her. Dann endete aber auch dieses zähe Schlangenleben, und zwar ganz überraschend plötzlich. Brown brachte voller Siegerstolz erst seine Picke in Sicherheit, dann stellte er fest, daß seine Beute fünf und einen halben Meter maß.

*

*** Eine furchtbare Krankheit.** Vor einiger Zeit ist in Mailand der italienische Großindustrielle Guido Semenza gestorben. Er gehörte zu den interessantesten Persönlichkeiten des neuen Italiens und hat dank seiner Energie und seiner Kenntnisse die Elektrifizierung des Landes durchgesetzt. Guido Semenza ist an einer seltenen Krankheit gestorben, deren Schrecken nahezu unbeschreiblich sind. Vor zehn Jahren hat Semenza bemerkt, daß die Muskeln seiner Hand nicht mehr gehorchen wollten. Er wandte sich an einen Arzt, der ihm eröffnete, daß er einer allmählichen Lähmung der Muskeln verfallen sei. Dieses Leiden bewegt sich im langsamen Tempo und ist unheilbar. Der Organismus kann sich jahrelang der zerstörenden Wirkung der Lähmung widersetzen, kann aber unter Umständen einem schnellen Angriff der tückischen Krankheit unterliegen. Mit erstaunlichem Mut nahm Semenza diese Meldung auf. Er gab sich einer fieberhaften Tätigkeit hin, da er wußte, daß seine Tage gezählt sind. Allmählich entwickelte sich das furchtbare Leiden. Zuerst waren die Hände des unglücklichen Opfers gelähmt. Dann konnte er sich nicht mehr bewegen und mußte im Rollstuhl gefahren werden. Als die Lähmung weiter schritt, konnte Semenza nicht mehr sprechen. Er brachte es trotzdem fertig, ein großes wissenschaftliches Werk zu diktieren. Nur seine Tochter allein konnte im Lallen des Gelähmten Worte und Sätze unterscheiden. Der Kranke magerte ab und sah zuletzt wie ein Gerippe aus. Er wußte, daß der Tod durch Lähmung der Atmungsorgane eintreten würde. Trotzdem hat er bis zum letzten Augenblick seine Geistesgegenwart behalten. Er ließ sich im Auto die Ligurische Küste entlang fahren und hörte noch einige Stunden vor dem Tode im Radio, wie seine Tochter, eine begabte Geigerin, in Genua in einem Symphoniekonzert auftrat. Zum Glück ist die furchtbare Krankheit bis jetzt nur in wenigen Einzelfällen bekannt geworden. Als Ursache der Krankheit geben die Ärzte eine heftige Erschütterung bei einem Stoß an.



Lustige Rundschau



*** Großmütig.** „Höre mal, Onkel, mir träumte diese Nacht, ich hätte an dich um 30 Mark geschrieben, und als ich deinen Brief öffnete, lagen 50 Mark — also 20 Mark mehr — darin!" — „Die 20 Mark magst du ruhig behalten!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.

JAGELLONICA